

en Familien ist es
nereier zu schenken,
en werden derartige
genommen werden.
et werden, daß nur
erschale nimmt gar
hen von den feinen
rnehmbar, sich erst
des Gies gelangen
achtenden Ton sehr
b man lieber natür-
die äußere Schale
benso die Drangen-
nat gibt einen hell-
dunkelprächtigen
wird durch Mandel-
ronengelb dagegen
gel. Krapp färbt
liches Rot erzielt
ufholz. Von allen
bmitteln wird vor-
Wasser (5-8 Mi-
the hergestellt, in
e Eier 8-10 Mi-
M. An.



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrich-Eltwille.

1916. * Nr. 16.

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blis. (Fortsetzung.)

3. (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen kam ein Brief für Bruno. Freund Werner schrieb aus Rom. Es war ein langer Brief, sechs eng beschriebene Seiten, und aus jedem Satz leuchtete helle Freude. Die ewige Stadt habe es ihm angetan, seine junge Künstlerseele schwebte in Entzücken, eine ganz neue Welt sei vor ihm entstanden. Und er arbeite wie ein Jünger, dem das Ziel der großen Meister vor-schwebte. Abergücklich wäre er, und innige Dankbarkeit schulde er seinem lieben Wohltäter.

Mit einem zufriedenen Lächeln legte Bruno den Brief fort. Der gute Junge — dachte er — möge es ihm nicht allzu schwer werden, sein Ziel zu erreichen! — Dann trat er auf den Balkon hinaus. Prächtig war seine Laune. Vor ihm lag diese paradiesisch schöne Welt im hellen Morgen-sonnen-schein. Direkt vor seinem Balkon blühte eine japanische Nispel, und lieblich seiner Duft stieg zu ihm empor.

Er setzte sich nieder und ließ die stille Freude am Genuß ganz auf sich wirken. Wohl-gig wurde ihm ums Herz, und wie ein himm-lisches Dant-gebet keimte es in ihm auf: Oh, welch ein Glück war es doch, zu leben!

Auf einmal ertönte heller Gesang. Fran-cesca war nun oben auf dem Berg unter den Oliven. Ein schwermütiges Lied von Tosti sang sie. — Bruno lächelte still in sich hinein. Sie hielt wirklich Wort. Er fühlte, daß sie ihm zu Gefallen sang. Also lag ihr daran, ihm Freude zu machen. Immer lächelte er still vor sich hin. Was sollte eigentlich daraus werden? Er wußte es nicht, aber er lächelte noch immer.

Dann ging er hinunter in den Garten. Mutter Theresa kam ihm entgegen. Er grüßte freundlich und wollte an ihr vorbei. Doch sie sprach ihn an, und ihre bedrückte Stimmung zeigte, daß sie Kummer hatte. Da fragte er heiter: „Weshalb so traurig? Ein so schöner Tag darf keine Sorgen aufkommen lassen!“ Behmütig hob sie die Schultern. „Sie kennen nicht die Sorgen einer Mutter.“ „Nacht Ihnen die eine Tochter so viel Sorge?“ Lächelnd sah er sie an. „Leider nur zu viel!“ Ehrlich erstaunt sagte er: „Aber wie so denn? Ich bin ganz überrascht.“

Da trat sie näher heran zu ihm und sprach mit halbblauer Stimme: „Können Sie sich denken, Herr, daß ein Mädchen

„Nein“ sagt, wenn ihr eine gute Heirat gebo'en ist?“ Er lächelte ein wenig, schwieg aber. Er dachte: Also da hinaus willst du! Die Mutter aber sprach emsig weiter: „Mir ist so et-was noch nie vorgekom-men! Ein braver Mann, der sie liebt, und eine gute Brotstelle, — und den-noch ist sie noch immer unentschlos-sen!“ Er mußte still lächeln. Endlich aber meinte er: „Vielleicht ist Ihre Tochter sich noch nicht klar über ihre Empfindung.“



Eine Malerwerkstatt hinter der deutschen Kampffront auf dem westlichen Aricogshanplatz.

Lassen Sie ihr doch Zeit. Es drängt ja doch nicht so.“ „Santa Madonna! Sie sagen, es drängt nicht —, aber ich bin ja eine alte Frau! Wie lange habe ich denn noch zu leben? Jeden Tag kann es aus sein mit mir, und dann steht sie allein und ohne Schutz da! Sie sehen, es drängt also doch!“ Jetzt wurde ihm die Sache schon etwas unbehaglich. Was

Nr. 151.

r. Wädlingen.



E F G H

3; Sd1; Bh2, h 4, h 5.

m 6; Ehren, Rhone.

und herab-
rt.

kümmerte ihn das? Weshalb sagte sie ihm das? Oder sollte es nur eine Warnung sein, daß er der Tochter nicht näher trete? Er wußte noch nicht, warum die Alte gerade ihm das erzählte.

Doch er verbarg seine leise Mißstimmung und erwiderte heiter: „Sie sehen zu schwarz, scheint mir, denn vorerst sind Sie ja gottlob noch ganz wohl, und was die Heirat betrifft, da würde ich Ihre Tochter durchaus nicht drängen. Ich meine, einen so wichtigen Entschluß muß man reiflich überlegen.“

Da schwieg die Alte, aber sie sah ihren Mieter an mit einem festen, ernsten, langen Blick.

„Aha, sie hat dich ernsthaft warnen wollen,“ fühlte Bruno heraus. Lächelnd grüßte er und ging weiter.

Und mit drohenden Augen sah sie ihm nach. Sorglos und fröhlich stieg er den Hügel hinauf zu den Oliven, um Francesca zu begrüßen. — Aber die Freude war umsonst, nirgends fand er seine junge Wirtin. Enttäuscht und ein wenig verstimmt kehrte er zurück. Doch weder im Garten noch unter den Zypressen war die Schöne zu finden.

Endlich gab er das weitere Suchen auf und machte einen Gang in die Campagna. Aber wohin er kam und so viel bunte Farbenpracht er auch sah, immer verfolgte ihn der Gedanke: Warum hat sie sich nicht finden lassen?

Es fehlte ihm etwas, weil er keinen Morgengruß von ihr bekommen hatte. Planlos und halb gedankenlos lief er den ganzen Vormittag umher, bis er in Riva war. Dort nahm er das Mittagessen ein und nach Tisch segelte er auf dem Gardasee.

Aber immer und immer verfolgte ihn ihr Bild. Er legte in Torbole an, begrüßte dort einen ihm bekannten Maler, ließ sich dessen neueste Skizzen zeigen, stieg dann mit ihm auf die Terrasse, wo sie Muskateller tranken und über alte Erinnerungen lachten, — aber immer wieder stand ihr Bild vor seiner Seele.

Endlich brach er auf, segelte nach Riva zurück und fuhr dann mit der Bahn nach Hause. Eine wahre Dast kam über ihn. Aber siehe, er kam wieder zu spät, Francesca war mit dem Pfarrer nach Batarro hinauf, eine Kranke zu besuchen und zu pflegen.

Müde und traurig ging er in sein Zimmer. Also sollte ein ganzer Tag vergehen, ohne daß er sie gesehen hätte! Er setzte sich hinaus auf den Balkon und sah wieder das ganze prangende Tal im düstigen Garten violett des Abenddämmerns, aber es war, als ob ihm etwas fehle, um den Genuß voll zu machen, es fehlte ihm ihr Gesang! Da ward er betrübt und dachte über die Unvollkommenheit dieser Welt nach.

Als es dunkel wurde und die Nacht hereinbrach, gab er die Hoffnung auf, seine Holbe heute noch zu sehen, und legte sich zur Ruhe. Aber die Nacht war schlecht und fast ruhelos. Schon mit dem ersten Sonnenstrahl stand er auf. Und neue Hoffnung erfüllte sein Herz. So sah er auf dem Balkon und wartete.

Aber er wartete umsonst, kein Gesang ertönte. Dann kam die Mutter und brachte das erste Frühstück. Nur ein paar freundliche, förmliche Redensarten wurden gewechselt. Von Francesca kein Wort. Und nach ihr zu fragen wagte er nicht.

Gleich nachher ging er fort. Unten von dem alten Gärtner erfuhr er endlich, daß das Fräulein oben in Batarro bei der Kranken zur Pflege geblieben sei.

Nun mußte er sich darein zu finden suchen. Wieder streifte er den ganzen Tag in den Feldern und Bergen umher, planlos und ziellos. Dann wanderte er hinüber nach La Grotta, wo es den besten neuen Wein gab, und trank und trank.

Auf einmal stand die Frage vor ihm: Weshalb denn alles das? Was raubt dir denn die Ruhe? Bist du denn vernarrt in das Mädchen? Das war doch Unsinn! Kein Gedanke daran! Nur als Künstler hatte sie ihn doch gefesselt! Malen wollte er sie ja nur! Die Eigenart ihrer Erscheinung war es gewesen, die ihn so angezogen hatte, weiter nichts!

Lieben, — sie lieben? Unsinn! Blanter Unsinn war es ja! Wohin hätte es auch führen sollen? Sie war ja so gut wie verlobt. Und wäre sie es nicht, es hätte an der Sache auch nichts geändert, denn an eine Heirat hätte er in diesem Falle doch gar nicht denken können. Also weshalb all diese Unruhe und Erregung?

Mühsam und verstimmt zahlte er und ging weiter, immer verfolgt von dem Gedanken: Es ist ja alles heller Blödsinn! Du bist doch kein grüner Junge mehr! Und zum Don Juan fehlen dir alle Talente. Also einfach Schluß gemacht und damit basta!

Wütend rannte er nach Hause. Doch als Bruno in das Gartentor trat, kam Francesca ihm entgegen, lächelnd, leuchtend, berückend in all ihrer offenen Herzensgüte. Und mit einem Male waren alle seine so fest gefaßten Vorsätze verschwunden, und er hatte immer wieder nur den einen einzigen Gedanken: Wie schön, wie unvergleichlich schön ist sie doch!

„Nun, wie geht's?“ fragte sie gutherzig. „Haben Sie sich in diesen zwei Tagen gut unterhalten?“

„Gar nicht unterhalten habe ich mich!“ antwortete er lebhafter

als sonst und lauter, als er es eigentlich wollte, „ich bin rastlos umhergerannt und konnte nirgends Ruhe finden!“

Sie war ehrlich erstaunt. „Aber warum denn nicht?“

„Weil mir etwas gefehlt hat!“

„Ah, was denn?“

„Ihr Gesang!“

„Nun war es heraus. Er hatte es nicht sagen wollen, aber dennoch hatte er es sagen müssen. Nun stand er da und sah sie fragend an.“

Und sie, ein wenig bleicher als sonst, lächelte still bescheiden, auch etwas verlegen und fragte: „Das war wohl gewiß nicht der Grund Ihrer Unruhe.“

„Doch! Es ist so, wie ich Ihnen sage. Oder glauben Sie, ich sage Ihnen nur eine Schmeichelei?“

„Nein, das glaube ich nicht, dafür halte ich Sie für zu ernst.“ Sie sahen sich an, einen Augenblick lang trafen sich ihre Blicke, fragend und suchend.

Dann jubelte es in ihm, wie ein Jauchzen klang es in ihm, und mit fröhlichem Lachen rief er: „Sehen Sie, so ein anspruchsvoller Mieter bin ich! Wenn Sie mir nur den kleinen Finger bieten, verlange ich gleich die ganze Hand!“

Sie lächelte und sah schweigend vor sich nieder.

Dann erschien die Mutter am Fenster, und da gingen sie grüßend voneinander.

Als er sein Zimmer betrat, fand er in der Vase auf dem Tische einen kleinen Strauß frischer Schneerosen und Enzian, die sie aus den Bergen mit heruntergebracht hatte.

Stumm und in stiller Freude stand er und sah das an. Und seine Seele war voll Glück.

Abends saß er auf dem Balkon und wartete. Und kaum war er draußen, da begann auch der Gesang, — eine schwermütige sizilianische Volkswaise. — Ihn aber, der andachtsvoll lauschte, war es, als öffne sich ihm der Himmel, als komme alles Glück und alle Freude auf ihn hernieder.

In dieser Nacht fand er keine Ruhe. Schon mit den ersten Sonnenstrahlen war er auf den Beinen und wanderte durch die Berge, rastlos weiter und weiter. — Was sollte daraus werden? — Was sollte nur daraus werden!? Immer verfolgte ihn dieselbe Frage. Weiter und weiter stieg er empor. Er versäumte das Frühstück und wanderte weiter und weiter. Gegen neun Uhr ließ er sich in einer Hütte bei armen Bauern etwas zu essen geben, — Polenta, Käse und Milch, — dann wanderte er weiter. Als die Sonne höher kam und warm wurde, warf er sich ins Kraut und starrte sinnend in die blaue, klare Luft, — wohl eine Stunde lang lag er so und sann und sann. Was sollte daraus werden —?

Er wußte es nicht! Aber er fühlte, daß es jetzt kein Zurück mehr für ihn gab, — er fühlte es ganz klar. Ruhig stieg er dann aus den Bergen wieder hinab und ging nach Hause.

Als er den Garten betrat, kam ihm Mario entgegen.

Mutter Theresa machte sie bekannt.

Mario begrüßte ihn freundlich, aber ernst, mit kräftigem Händedruck.

„Sekundenlang sahen sie sich an, fest und suchend und fragend.“

„Sie waren oben?“ fragte Mario endlich. „Wie sieht es aus? Wohl sehr trocken, wie?“

„O ja,“ antwortete Bruno ruhig, „ein wenig Regen könnte nicht schaden.“

So sprachen sie noch mehr gleichgültige Sachen.

Von Francesca war nichts zu sehen.

Endlich empfahl sich Bruno.

Erst gegen Abend sah er seine junge Wirtin. Sie saß unter den Zypressen und arbeitete an einer feinen Weißstiderei.

Kaum war er in Sicht, da rief sie ihm schon entgegen: „Aber was für Sachen machen Sie denn? Laufen davon und lassen sogar Ihr Frühstück im Stich!“

Lächelnd nickte er. „Der Wandertrieb hatte mich gepackt.“

„Aber Sie müssen ja halb verhungert gewesen sein; wie ich sah, kamen Sie ja erst gegen Mittag herunter.“

„Ich habe oben gefrühstückt.“

„Santa Madonna! Was werden Sie da oben bekommen haben!“

„O, es war zu genießen.“

Lächelnd, liebenswürdig und gutherzig sah sie ihn an. Dann fragte sie leise: „Haben Sie oben Studien gemacht?“

Weiter verneinte er: „Im Kraut hab' ich gelegen, und geträumt hab' ich.“

Da lachte sie laut auf. „Das hätten Sie doch hier unten auch haben können!“

Wieder verneinte er. „Die Einsamkeit da oben, die brauche ich.“

Nach einem Weilschen fragte er still und zart: „Haben Sie sich es überlegt? Wollen Sie mir sitzen zu dem Bilde?“

Ohne aufzusehen, nickte sie lächelnd.

nun lustig hin
seiner Träumete
voller Weije hat
stellung der Klü
verteilt hatte,

Von der Bad
Erstrocken fuhr
es ihm wohl gel
zur rechten Zeit

Wenn nicht
gehen? Tsch
holen. Aber zu
ruffgeschwärtzen
zu. Der Raum

dazu. Schon
an sein Ohr.
drohend über
verdichtet sich
stüm steigend.

jugend hört e
wälzen sich die
Man ist in
gehenden Ausb
spiel der Bezop
und immer ve
Opfers aus de
dort oben auf
durchschneidet
die alarmierte

Aber was
geknebelt, gefe
den (!) Dien.
fürchten Gesie
Das in heißer
verworren über
die glässigen
rung! Zum U
Brandwunder

Beim Ein
Gesellschaft
andere dort e
stehentliches
Doch vergeb
wurde noch
gerunden un
Tsch-hu-sang
in weiche De
ganze übrige
Schmerzen d
Wie da d

Dankbarkeit
seiner Pfler
jeden mit B
Tsch-hu-
Nacht seinen
seine Leiden

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

Wie da d

„Wahrhaftig? Sie wollen!?“ Wie ein Jubel klang es. Und wieder nickte sie stumm.

Da ergriff er ihre Hand und rief: „Ich danke Ihnen, Fräulein, von ganzem Herzen danke ich Ihnen dafür!“ Und dann presste er einen heißen Kuß auf die Hand.

Langsam und erröthend machte sie sich frei. Dann ein kleines Schweigen.

Aber plötzlich begann sie wieder: „Und was wird dann mit dem Bilde werden?“

Fröhlich erwiderte er: „Erst wollen wir es nur mal fertig machen, was dann wird, weiß ich selbst noch nicht.“

„Sie werden es verkaufen, nicht wahr?“

„Möglich, oder möchten Sie das nicht?“

Lächelnd hob sie die Schultern. „Unfimm, Sie haben ganz recht, erst wollen wir sehen, was daraus wird.“

Langsam sank die Dämmerung hernieder.

„Sie werden sich die Augen verderben“, sagte er mahnend.

„O nein, ich höre schon auf.“

Da drehte er sich um und sah nach dem Hause.

„Wonach sehen Sie?“ fragte sie erstaunt.

Lächelnd antwortete er: „Ich wundere mich, daß uns Mutterchen so lange allein läßt.“

Auch sie lächelte. „Mutter ist unten im Dorf, um einzukaufen. Aber deshalb wundern Sie sich? Hat Mutter Sie behelligt?“

„Durchaus nicht! Aber neulich sagte sie mir, daß Sie so halb und halb schon verlobt sind.“

„Das war ein Irrthum, ich bin es nicht“, klang es ruhig und bestimmt zurück.

Stumm und fragend sah er sie an.

Dann stand sie auf und rollte ihre Stiderei zusammen.

Langsam schritten sie dem Hause zu.

„Sie haben wohl gar Arger gehabt wegen des Bildes?“ fragte er.

Erstaunt sah sie auf. „Arger? Wie kommen Sie darauf?“

„Die Art, wie Mutterchen neulich mit mir sprach, läßt mich das vermuten.“

„Aber nicht im geringsten“, versicherte sie schnell.

„Und Ihr Herr Bräutigam hat mir auch einen so fragenden Blick zugeworfen.“

„Sie hören doch, ich bin noch nicht verlobt!“

„Verzeihung!“ Dann eine lange Pause.

„Abrißens verkennen Sie mich,“ begann sie von neuem, „ich lasse mich von niemand beeinflussen; was ich für richtig halte und vor mir selber verantworten kann, das tue ich auch, ob es den anderen gefällt oder nicht.“

Stumm nickte er ihr zu. Dann trennten sie sich.

Am Abend, als er noch spät auf den Balkon hinaustrat, bot sich ihm ein nie gesehenes Bild. Die Berge brannten. Das dürre Kraut und Gestrüpp da oben hatte durch irgend etwas Feuer gefangen, ein frischer Wind war dazwischen gekommen, und nun fraß die lodernde Flamme mit rapider Schnelligkeit um sich. Schon stand der nächste Berg in heller Lohe, und schon sprangen die ledenden Flammen hinüber zu den Hügeln der Rochetta-Gruppe.

Aber es war ein herrliches Bild, diese feuerleuchtenden Riesen in den dunklen Nachthimmel hineintagen zu sehen.

Ganz bezaubert war Bruno von diesem seltenen Anblick.

Endlich ging er hinunter, um noch einen besseren und volleren Blick zu haben. Unter den Hyptessen traf er Francesca.

Sie saß und sah sinnend hinauf nach dem Feuer.

Als sie ihn kommen hörte, stand sie auf.

Grüßend trat er näher.

„Run, ist das nicht herrlich anzusehen?“ fragte sie.

Er nickte. „Prächtig! Nie habe ich etwas so schaurig Schönes gesehen.“

„Leider werden Sie den Anblick nicht mehr lange haben. Es sind bereits Männer hinauf, den Brand zu ersticken.“

„Fast möchte man es bedauern.“

„Schon wahr. Aber die Bauern hier sind praktische Leute. Das Holz da oben können sie im Winter besser brauchen. Sonst wären sie wohl auch nicht so schnell hinaufgegangen.“

Stumm nickte er und blickte unausgesezt in die Glut.

Da sagte sie: „Kommen Sie mit hinüber zu den Oliven, da haben Sie noch einen besseren Blick.“

Erstaunt fragte er: „Ja, dürfen Sie denn noch so spät mit mir allein herumspazieren?“ Lächelnd sah er sie an.

Und lächelnd erwiderte sie: „Die Mutter ist ein wenig erkältet, sie schläft bereits; aber ich wäre auch gegangen, wenn Mutter noch wach wäre; ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich über mich allein verfüge.“

Schweigend gingen sie hinüber nach den Oliven.

Dann begann er wieder: „Abrißens können wir gleich morgen früh mit dem Bilde beginnen.“

„Schon morgen?“ Fast war sie erschrocken.

„Wieso? Haben Sie morgen nicht Zeit?“

„Das schon, aber ich möchte doch die Mutter erst ein wenig vorbereiten, damit sie nicht zu sehr erschrickt!“

„Also gut, sagen Sie es ihr morgen früh. Sie haben ja Zeit. Vor acht Uhr beginnen wir ja doch nicht.“

Sie schwieg.

„Oder möchten Sie noch warten? Es wäre schade um jeden verlorenen Tag. Wer weiß, ob das gute Wetter sich halten wird. Und ich will Sie nur im Freien malen.“

Da sagte sie kurz entschlossen: „Run gut, beginnen wir also morgen.“

Dankend küßte er ihr die Hand. „Und ziehen Sie ein weißes Kleid an, bitte.“

Als sie unter den Oliven war, begann man auf den Bergen bereits den Herd des Feuers von allen Seiten anzugreifen.

Francesca deutete hinauf. „Sehen Sie, ich sagte es ja, die Freude würde nicht lange dauern.“

„So wird man sich eben darenin finden müssen“, antwortete er resigniert und lustig.

„Da hätten wir gar nicht erst hier herüberzugehen brauchen“, meinte sie.

„O, weshalb denn nicht? Der herrliche Abend ist ja wie geschaffen zu einem Spaziergang.“

Sie schwieg und sah empor in die schon verglimmenden Glut.

„Oder haben Sie Besseres vor, veräumen Sie gar etwas?“ fragte er.

„Aber nein, nicht das geringste.“

„Run also — dann bleiben wir hier noch ein Weilchen zusammen und freuen uns der herrlichen Stille. Sehen Sie, da ist auch schon eine Vant! Ganz wie für uns geschaffen.“

Sie setzten sich und sahen hinunter in das herrliche Sarkatal, das im silberglänzenden Nebelglanze dalag. Alle die kleinen Dörfer und Höfe schlummerten schon, tief in Dunkel gehüllt, nur von Arco her leuchteten noch die elektrischen Lichter der Promenaden.

„In was für ein schönes Stückchen Welt bin ich doch hier geraten,“ sagte er still, „nie hätte ich so viel Schönheit vermutet.“

Freudig sah sie ihn an. „Gefällt es Ihnen wirklich so gut?“

Stumm und sinnend nickte Bruno nur.

„Stimmen Sie, und wir, die wir hier immer leben, wir nehmen alles das wie etwas so Selbstverständliches hin; da kann man wieder sehen, daß die Gewohnheit sogar gegen Schönheit abstumpft. So ist das Leben.“

In ihrem Tone lag ein so eigenartiger Klang, daß er unwillkürlich auffah. Da sie schwieg, sagte er leise und zart: „Sie sind nicht glücklich, Fräulein!“

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte sie schnell.

„Vom ersten Tage an, als Sie zu mir sprachen, fühlte ich es.“

Sie schwieg und sah still betrübt vor sich hin.

Da bat er zart: „Nicht doch, nicht so traurig sein.“

Und langsam kamen ihr die Tränen.

Leise nahm er ihre Hand. „Fräulein Francesca,“ bat er, „nicht weinen, nicht verzagen, es wird ja wieder alles gut werden.“

„Rein, nein!“ tief sie, in welchem Schmerz schluchzend, „nie mehr wird es gut, nie mehr!“

Ganz leise und zart legte er seinen Arm um sie und zog sie an sich, ohne ein Wort zu sagen.

Und still duldete sie es, ruhte an seiner Brust und schluchzte immer leise in sich hinein. Zärtlich streichelte er über ihr Haar und nannte leise bittend und flehend ihren Namen. Da richtete sie den Kopf auf und sah ihn mit großen, fragenden Augen an.

„Francesca!“ Lieb und bittend und doch so voll Glückseligkeit erklang es von seinen Lippen. Und da umfaßte sie ihn in stiller, heißer Liebe und presste ihren Mund an den seinen in übergroßer Glückseligkeit. — So fanden sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

Warum dem Sternwirt der Spaß vergangen ist!

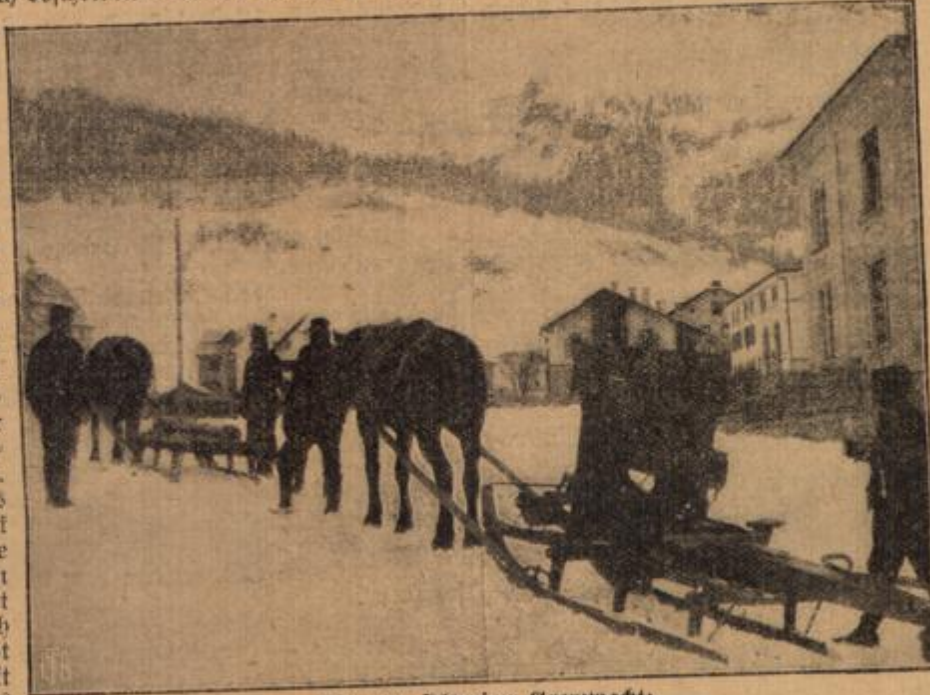
Von Alexis Kolb. (Nachdruck verboten.)

Der dicke Sternwirt von Breitenhof war ein Spaßvogel und nichts ist ihm über einen gelungenen Schabernack vergangen, den er dem einen oder dem anderen von seinen Gästen spielen konnte! Er hat es aber auch nicht krumm genommen, wenn ihm selbst hie und da ein Foppen gespielt wurde, auch wenn er gleich ein bißl dorb ausgefallen ist. Da neulich aber ist ihm ein Schabernack doch gar zu bitter heimgezahlt worden, und da ist ihm die Lust zu neuen Späßen für eine Weile vergangen.

Sitzt der da gemächlich beim Frühstücken mit dem Förster von Hohenstein und noch einigen Nachbarn, und der Forstmann

tischt gerade seine neuesten Lügen auf. Da kommt einer in die Schenkstube rein, dem man die liebe Einfalt gleich vom Gesicht ablesen konnte. Er setzt sich bescheiden in einem Winkel an einen Tisch, hängt sein rotes Sacktuch, in dem er etwas eingehüllt trägt, an die Stuhllehne und bestellt eine Maß Bier.

Dem Sternwirt hat der neue Gast gleich am Anfang gefallen; das war einer nach seinem Schlag. So bringt er ihm denn gar höflich das Bier und wie er das Maß auf den Tisch stellt, bemerkt er, daß aus dem roten Sacktuch ein alter Hut mit einem Gamsbart herausschauet. — Gleich hat der Sternwirt einen nichtsnutzigen Plan ausgeheckt. Dieweil nun der nichtsahnende Gast ein Stück Brot aus seiner Tasche zieht und hungrig zu essen anfängt, nimmt der Wirt unauffällig das Sacktuch von der Stuhllehne, zieht das Hütl heraus und steckt dafür sein abgegriffenes altes Samtkappt hinein. Dann hängt er das Hütl wieder ganz fachte an die Stuhllehne und setzt sich zu seiner Gesellschaft, als wenn nichts vorgefallen wäre; der arglose Gast hat nichts davon gemerkt. Er isst bedächtig sein Brot und trinkt seine Maß leer, dann zahlt er, sagt sein „Behüt Gott“ und tappt wieder mit seinem roten Sacktuch zur Tür hinaus.



Von der Schweizer Grenzwaht: Transport eines Feldgeschüzes im verschneiten Hochgebirge.

gewesen und glaubt, nicht recht gehört zu haben. „Warum nicht gar,“ sagt er dann verdrießlich, „wenn der Gendarm was mit mir zu reden hat, so soll er nur zu mir her kommen, ich hab' so weit hinaus zu ihm, wie er herein zu mir.“

Es dauert nicht lang, so kommt die Jenzl mit einem ganz verzagten Gesicht und ohne Gendarm zurück ins Wirtszimmer. „Er geht nicht mit“, sagt sie stotternd. „Ihr sollt gleich zu ihm hinaus kommen, denn er hat Euch eine sehr ernste Mitteilung zu machen.“

Jetzt ist der Sternwirt wild geworden. „Was mir jemand zu sagen hat, das kann die ganze Welt hören, ich hab' keine Geheimnis, und wenn der Gendarm nicht herein kommen will, so soll er draußen bleiben, ich steh' nicht um ihn auf, und jetzt spielt der Herr Pfarrer aus“, sagt er erbittert.

Der Sternwirt hat noch nicht recht zugegeben gehabt, da kommt der Gendarm mit aufgezupftem Bojonett in die Stube

und stellt sich in dienstlicher Haltung vor ihn hin. „Sternwirt,“ hebt er kurz und militärisch an, „ich hab' Euch schon und Euch eine unangenehme Botschaft unter vier Augen überbringen wollen, weil Ihr aber meinen guten Willen nicht anerkennen wollt, so brauch' ich auch keine Rücksicht weiter zu nehmen. Sternwirt, ich habe den Auftrag, Euch allsogleich dem Kreisamt in Hohenstein vorzuführen.“

Diese Zumutung ist dem Sternwirt denn doch zu bunt geworden. „Herr Gendarm,“ sagt er und würgt seinen Zorn mühsam herunter, „wenn Ihr Euch einen Scherz erlauben wollt



A. u. L. Linienschiffleutnant Demeter Konjovic, der heldenmütige Führer des österreichischen Fliegergeschwaders, das am 2. Februar den Luftangriff auf den von den Italienern besetzten Hafen von Salona in Albanien ausführte.

Kaum ist er fort, so fängt der Sternwirt an zu lachen, daß er sich den Bauch halten muß. — „Der wird die Augen aufreißen, wenn er es gewahr werden wird, wie sich unterwegs sein Hütl in ein altes Kappt verwandelt hat“, sagt er und dann gönnt er sich einen mächtigen Schluck aus seinem Krug. Die anderen Gäste haben auch gelacht und haben dem Sternwirt zugestimmt, weil

er wieder einmal ein feins Stück ausgeführt hat. Zwei Tage darauf, gleich nach dem Mittagessen, spielt der Sternwirt mit dem Herrn Pfarrer und noch zwei guten Freunden seine Partie Schafkopf und die Karte ist ihm gefallen, daß er sich schon selber darüber wundern muß. Ein jedes Spiel hat er gewonnen. Der Herr Pfarrer hat sich schon geärgert und die beiden Mitspieler haben langsam angefangen zu schimpfen. Der Sternwirt aber hat nur spöttisch geschmunzelt und hat's Geld eingezogen.

Da kommt die Jenzl, die Kellnerin, ganz außer Atem auf ihn los und sagt ihm ein paar Worte ins Ohr. Der Sternwirt aber ist im ersten Augenblick ganz verwirrt



Italienische Alpentruppen beim Emporschaffen von Geschützen.



Darum.

Von Klara Prieh.

Am Kinderpielplatz auf der weißen Bank
 Sah tiefgeblüht ein grauer, müder Mann.
 Der freute sich nicht an den hellen Kindern,
 Die eifrig Festungen im Sande bauten
 Und lust mit viel Geschrei Paris besetzten, —
 Er hielt die letzte Zeitung in der Hand
 Und las die lange Liste unfreier Toten,
 Der vielen Schwerverletzten und Vermissten.
 Ich sah, wie's ihm um seine Schultern zuckte,
 Und daß er mühsam mit dem Weinen kämpfte.
 — „Habt Ihr auch einen Jungen mit im Feld
 Und sucht Ihr seinen Namen in der Liste?“
 Er sah mich an: „Und wenn ich einen hätte,
 So wär' ich stolz und würde heut' nicht weinen.
 Ich habe nichts als einen lahmen Fuß,

Den im Betrieb mir die Maschine sahnte,
 Und meine Rente und die trante Lunge,
 — Es ist nicht schlimm, man wird uralt dabei —
 Warum ich weinen muß, was geht's Euch an? —
 Ich ärgere mich, daß ich nicht liegen kann
 An Stelle eines einz'gen dieser Jungen.
 Am jeden weint dabeim noch eine Mutter,
 Da wär' ich besseres Kanonensfutter.
 Man soll nicht gottlos sein in solcher Zeit,
 Doch plagt mich wieder der verfluchte Neid,
 Daß sie da draußen für uns kämpfen, siegen,
 Und wir derweil hier lahm und unnützlich liegen.
 Am schwersten wird's mir, ihnen eins zu gönnen,
 — Daß sie so jung und sieghaft sterben können.“



Mühle Kuerbach (208), Offen-

Das Verbot findet ferner keine Anwendung auf die aus dem Zustande eingeführten Schaffkammer. ...

mit mir, so kommt Ihr zu ungelegener Zeit; trinkt Eure Maß und laßt mich ungehoren."

Jetzt ist dem Wondarm auch die Gall' aufgestiegen. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, legt er einen gestempelten Zettel auf den Tisch und jetzt hat es der Sternwirt gesehen, daß es bitter ernst gewesen ist.

Ein paar Minuten sitzt der Sternwirt wie versteinert da und läßt im Geiste all seine in der letzten Zeit begangenen Missetaten an sich vorüberziehen, aber die paar harmlosen Späße konnten ihn doch nicht in Konflikt mit dem Strafgesetze gebracht haben. So steht er denn seufzend auf und läßt den Hausknecht das Steuertwaگل einspannen. "Es wird sich schon alles auflären", sagt er nachdenklich und klettert mühsam hinauf, dann fährt er neben dem Wondarm zum Tor hinaus nach Hohenstein.

Die Sternwirtin ringt laut jammern die Hände und die Benzl wischt sich mit der Schürze die hellen Tränen von den Waden und in einer halben Stund darauf haben sie es schon im ganzen Dorf gewußt, was der Sternwirt eigentlich angeestellt hat.

Einen reichen Reisenden hat er erschlagen, ausgeraubt und die Leiche im Keller vergraben.

Wie der Sternwirt endlich mit seiner Bedeckung nach Hohenstein und ins Amt kommen ist, war der Kreisrichter gerade bei einer dringenden Kommission auf dem Lande und der neue Amtschreiber hat müssen einstweilen das Protokoll aufnehmen.

Das Amtschreiberle war ein blutjunger Mensch und hat noch kein Haarl unter der Nase gehabt, aber sonst war er ein gar scharfsinniger, tiefblickender Beamter, der hat's Gras wachsen hören.

Der hat den Sternwirt nur ein bißl von oben bis unten betrachtet und gleich hat er's heraus gehabt, daß er einen Schuldigen vor sich stehen gehabt hat.

"Sternwirt," hebt er an, "wo habt Ihr Euch denn eigentlich in der Nacht vom Sonntag auf Montag herumgetrieben, gesteht's ehrlich ein, das Leugnen hilft Euch gar nichts bei mir."

"Wo werd' ich mich herumgetrieben haben," sagt der Sternwirt ganz verblüfft, "halt daheim bin ich gewesen."

"Na, da muß ich Euerem Gedächtnis ein bißl zur Hilf' kommen," sagt der Amtschreiber und schaut den Sternwirt vielsagend an, "also damit Ihr's wißt, nach Mitternacht seid Ihr hinüber nach Dengelbach geschlichen."

"Aber, Herr Amtschreiber," sagt der Sternwirt ganz gekränkt, "könnt Ihr denn so was von mir denken? Ich werd' in der dunkelsten Nacht, bei dem elendigen Weg nach Dengelbach laufen; mücht wissen, was ich dort zu schaffen hatt'."

"Das will ich Euch auch noch erzählen, wean Ihr Euch nicht erimern könnt," sagt der Amtschreiber und schaut den Sternwirt streng und strafend an. "In Dengelbach seid Ihr beim Stichelbauer über den Jaun getrocken."

"Um Gottes willen, Herr Amtschreiber," jammert der Sternwirt, "ich weiß jetzt nimmer, redet Ihr im Ernst oder im Spaß; wie soll ich denn mit meinen einhundertzwanzig Kilogramm beim Stichelbauer über'n Jaun kriechen? Und was hab' ich denn beim Stichelbauer in der Nacht zu suchen?"

"Das will ich Euch ganz genau sagen," fährt der Amtschreiber höhnisch fort, "eine Leiter habt Ihr angelehnt und seid beim Stichelbauer durchs Bodensenster eingestiegen, da gib's gar kein Leugnen, ich hab' Euer Spur ganz genau verfolgt."

"Du lieber Herrgott, spricht mir doch nicht von der Leiter und vom Bodensenster, mir geht der Kopf vor Schwindel um und um, wenn ich nur daran denk'; ich werd' doch nicht auf meine alten Tage fensterln gehen. Wenn meine Alte etwas erfährt, geht mein Wirtshaus in die Luft", stöhnt der Sternwirt ganz verzweifelt und läßt sich erschöpft auf einen Stuhl nieder.

"Ja, wenn es sich nur ums Fensterln gehandelt hatt'," spottet der Amtschreiber weiter, "aber die Türe habt Ihr aufgesprengt und habt dem Stichelbauer die Oberstüb' ausgeräumt."

Jetzt aber hat der Sternwirt gar nichts mehr gesagt, er hat nur den Amtschreiber eine Weile verdächtig von der Seite angeschaut, dann sagt er ganz ruhig:

"Herr Amtschreiber, wie in aller Welt kommt Ihr denn auf den unglücklichen Einfall, daß der Sternwirt von Breitenhof dem Stichelbauer in Dengelbach bei der Nacht die Oberstüb' ausgeräumt hat? Da bin ich nun wirklich schon neugierig darauf."

Da langt der Amtschreiber in die Schublade und legt mit triumphierender Miene ein altes Samtkappl auf den Tisch. "Wem gehört denn das Kappl da?" fragt er lauernd.

Der Sternwirt reißt verwundert die Augen auf. "Wem sollt' denn das Kappl gehören? Halt mein. Wie kommt denn das hierher?" fragt er überrascht.

"Der Dieb hat seine Kopfbedeckung in der Eil' in der Oberstüb' beim Stichelbauer verloren und der Stichelbauer hat sie gleich mit einem Knecht hierher aufs Kreisamt als Korpusdelitti geschickt. Da haben wir den Dieb auch gleich entdeckt gehabt,

denn alle Welt hat das Kappl als Euer Eigentum anerkannt. Jetzt hilft Euch kein Leugnen mehr, jetzt gesteht nur alles ein."

Dem Sternwirt sein Gesicht ist immer länger geworden, aber endlich ist ihm ein Licht aufgegangen.

"Herr Amtschreiber," hat er gesagt, "schickt doch schnell einmal um den Förster, ich brauch' ihn als Zeugen."

Die weil der Gerichtsdienner um den Förster gelaufen ist, hat der Sternwirt dem Amtschreiber den Spaß erzählt, den er sich mit dem Stichelbauer sein Knecht erlaubt hat.

Der Amtschreiber hat die Geschichte erst nicht recht glauben wollen, aber wie sie der Förster bestätigt hat, hat er den unschuldigen Sternwirt wieder laufen lassen.

Einen Schabernack aber hat der Sternwirt seit der Zeit niemandem mehr gespielt.

Tschi-hu-fang, der Chinese.

Eine Geschichte aus dem Seemannsleben von J. Börgarb, Hannover. (Nachdruck verboten.)

Wer Tschi-hu-fang war? — In den Annalen der Geschichte werden wir ihn vergeblich suchen. Er war kein großer, von der Natur mit besonderen Fähigkeiten ausgestatteter Sohn des Reichs der Mitte. Nein, das war Tschi-hu-fang nicht. Und doch war er wieder ein Großer; groß im Ertragen und Entbehren. Dazu ein Spiegelbild der Langmut, wie man es unter seinen Rassegenossen selten findet. Und diesen Eigenschaften blieb er treu, bis ihn ein tragisches Geschick von der Last dieses Daseins befreite.

Tschi-hu-fang war nicht mehr oder weniger als der dienstbare Geist der Küche auf S. S. "Forerid" der englischen Handelsflotte. Jedoch übte er seine Kunst nur im Dienste einiger Landleute, die an Bord Heizerdienste verrichteten. Mangelndes Talent sowie ein allzugeringses Verständnis für die Fragen der Hygiene bildeten den unüberwindlichen Damm, der sich ihm entgegenstemmte, um Einblicke in die Geheimnisse und Erfolge der europäischen Küche gewinnen zu können.

Tschi-hu-fang behauptete in seinem oft undefinierbaren Englisch, sechzig Jahre alt zu sein, eine Angabe, die von den meisten der Matrosen an Bord nach dem üblichen Seemannslatein gewertet wurde. Zwar konnten die tiefen Furchen in des Chinesen Gesicht, sowie das lädenhafte Gehege seiner Zähne seine Behauptung einigermaßen belegen; aber trotzdem blieb den Matrosen ersteres als Kuriosum bestehen.

Es war an einem Sonntagmorgen. Eine leichte Brise strich von Osten her über den Ocean und milderte mit ihrer morgendlichen Kühle die Ausstrahlung der am fernen Horizont sich übergrößer und tiefrot abhebenden Sonne merklich. Die Luft war düstig; weshalb die Bullaugen der Jozeln, das sind die kleinen, runden Fenster der Mannschaftslogis, vorerst geschlossen blieben. Auf der Kommandobrücke lagen die Offiziere vom Dienst der Navigation ob. Sonst schien das Schiff wie ausgestorben. Der rollende, oft fauchende Ton der rastlos fortstrebenden Maschinen drang in regelmäßigen Abständen dumpf und schwer zur Back herüber, vor welcher, mutterseelenallein, in seiner typischen Art, mit untergeschlagenen Beinen, Tschi-hu-fang saß, und gedankenvoll ins Weite starrte. Der große, deformierte Kopf des Alten, der lange, graugelbe und vernarbte Hals, überhaupt das ganze vernachlässigte Äußere hatten ihm schon oft den Spott seiner Kameraden eingetragen.

Ob dieser Umstand nun sein altes Chinesenherz in Tränen auflöste, oder das Heimweh nach den Korallengestaden seines Vaterlandes ihm im Busen nagte, weiß ich nicht. Kurz, aus Tschi-hu-fangs kleinen, ausdruckslosen Augen war unbemerkt eine Träne herabgerollt und hatte seine nackte, unschöne Brust beneßt. Er erschrak heftig über diese, vielleicht seine Chinesenehe berührende Tatsache, und mechanisch griff er nach seinem langen Topf, um damit die sichtbare Quelle seines Leides zu trocknen. Dann eilte er ins Logis; trat aber mit einem riesigen Topf beladen, bald wieder in die Erscheinung. Die hastigen Bewegungen, mit denen der Koch alles ausführte, brachten es mit sich, daß ihm plötzlich der Topf in der Türspalte hängen blieb. Kurz entschlossen, vielleicht aber mit innerem Gram, entledigte er sich durch einen derben Schnitt dieses Hindernisses. Tschi-hu-fang kreuzte die Beine zum löblichen Tun. Durch seine langen, mausegrauen Finger ließ er zerdrückte Reisklumpen in den Topf rieseln und fügte ihnen eine gelblichgrüne Flüssigkeit, Curri, zu. Dieser kanibalischen Herstellungsweise der Mahlzeiten verlieh er noch dadurch Reiz, daß er sich über dem Ganzen die Hände auch noch mit Seewasser wusch, wodurch dem Essen natürlich eine allzu drastische Pikanterie verliehen wurde.

Behnützig streiften des Alten Wlde oft nach seinem verlorenen Kleinod hin, welches, vom frischen Morgenwinde aufgelöst,

num lustig hin und her flatterte. Der Gedanke an die Folgen seiner Träumereien aber, denen er sich in unverantwortungsvoller Weise hatte hingegeben und ihm die rechtzeitige Fertigstellung der Küche für seine von Wache kommenden Kameraden vereitelt hatte, ließ seinen Gram schnell vergessen.

Von der Bad glaste der Ausguck eben die erste Mittagsstunde Erschrocken fuhr der Schläfäugige auf und — sah um sich. Ob es ihm wohl gelingen würde, die hungrigen Mäuler der Chinesen zur rechten Zeit befriedigen zu können?

Wenn nicht, was war zu tun, ihrer frenetischen Wut zu entgehen? Tschu-hu-fang eilte ins Logis, das Versäumte nachzuholen. Aber zu spät. Sie nahen schon, die kleinen, behenden und rufgeschwärtzten Gefellen. Eilends stürmen sie der nahen Fozel zu. Der Raum füllt sich zusehends; denn er ist eng und dunkel dazu. Schon dringen kurze, gelle Laute der Unzufriedenen an sein Ohr. — Wahrlich, das Schwert eines Damokles hing drohend über Tschu-hu-fangs Haupt! Das Chaos der Stimmen verdichtet sich jetzt zum Lärm, bald verflachend, sich bald ungesühm steigend. Wie das laute Hin und Her einer Schulhofjugend hört es sich an. Von angestrengtem Dienst ermüdet, wälzen sich die Matrosen nebenan ruhelos in ihren Kojen.

Man ist in der Annahme, es handle sich um einen vorübergehenden Ausbruch der Leidenschaft, wie man ihn vom Kartenspiel der Bezopften her gewöhnt war. Doch plötzlich dringt stärker und immer vernehmlicher der Klagenbe, wimmernde Laut eines Opfers aus dem Stimmengewirr an das Ohr des Steuermanns dort oben auf der Brücke. Der schrille Ton der Signalpfeife durchschneidet jetzt die Luft und auf Order des Kapitäns dringt die alarmierte Matrosenmannschaft in das Logis der Heizer ein.

Aber was sich dieser da bot? Mit daumendicken Lauresten geknebelt, gefentten Hauptes lag Tschu-hu-fang auf einem glühenden (!) Ofen. Dider Schweiß perlte von seinem gramdurchfurchten Gesicht, zischend in kleine Dunstwölkchen vergehend. Das in heißer Gegenwehr aufgelöste Kopshaar hing kraus und verworren über den stark gedeberten Schläfen, und stumpf stierten die gläserigen Augen auf einen Fleck. Ein Bild elendester Martierung! Zum Überschuß hatten noch einige der Übeltäter die großen Brandwunden des Opfers mit äzendem „Curri“ beworfen.

Beim Eintritt der Matrosen in den Raum stob die ganze Gesellschaft fluchtartig auseinander. Der eine suchte hier, der andere dort ein sicheres Versteck. Wieder andere glaubten durch flehentliches Bitten das eintretende Gericht abwenden zu können. Doch vergebens. Allen an der Marter des Kochs Beteiligten wurde noch am selben Abend der mysteriöse „Jungfernkranz“ gemunden und später wurden alle der irdischen Justiz übergeben. Tschu-hu-fang war sofort freigemacht, behutsam bettete man ihn in weiche Decken, der Arzneikasten trat in Funktion, kurz, die ganze übrige Besatzung des Schiffes war bestrebt, die großen Schmerzen des Opfers lindern zu helfen.

Wie da aus seinen matten, brechenden Augen Ströme der Dankbarkeit flossen, wie er immer und immer wieder die Hände seiner Pfleger ergriff und sie mit Küßen bedeckte, mußte einen jeden mit Bewunderung zugleich und Mitleid erfüllen. — Tschu-hu-fang, der Alte, der Trummer, gab noch in derselben Nacht seinen Geist auf. — Der weite, weite Ozean birgt jetzt seine Leiden.

Kaiser Alexander I. in Nachen.

Während des Kongresses von 1818, als sich der russische Kaiser Alexander zu Nachen befand, ging er oft des Morgens in der Umgebung der Stadt spazieren. Auf einem solchen Spaziergange begegnete er einmal sehr frühe im Paulinenholz der Prinzessin Pauline Borghese, Schwester Napoleons, zur Zeit ihres Aufenthaltes in dieser Stadt. Er war sehr einfach in einen blauen Rod gekleidet, erzählt die Prinzessin. Er zog den Hut ab, wünschte mir einen guten Morgen und fragte mich, ob ich ihm nicht den Eigentümer eines neuen großen Gebäudes, auf welches er mit seinem Stode hindeutete, nennen könne. Ich antwortete, daß es eine Wollspinnerei sei, und daß der Eigentümer derselben zu meinen Bekannten gehöre. Er entgegnete darauf, daß er wünsche, diese Anstalt zu sehen, wenn es erlaubt wäre. Zugleich fügte er hinzu, daß er ein Adjutant des russischen Kaisers sei. Ich erbot mich, ihn dahin zu begleiten, und er zeigte sich sehr dankbar dafür.

Als wir uns dem Gebäude näherten, kam uns dessen Eigentümer entgegen. Ich bat ihn um die Erlaubnis, dem Fremden, der mich begleitete, die Fabrik zeigen zu dürfen. Er hatte den Kaiser auf den ersten Blick erkannt, aber er achtete sein Intognito, wie ich, und führte ihn in die Spinnerei, deren verschiedene Werkstätten er ihn auf das genaueste sehen ließ, was einige Stunden dauerte. Der Kaiser nahm nachher ein Frühstück ein, das aus Kaffee, Brot und Butter bestand. Das Zimmer, in wel-

chem man frühstüchte, war mit Kupferstichen geschmückt, welche verschiedene Taten Napoleons vorstellten, von denen seine Zusammenkunft mit Alexander auf dem Riemen vorzüglich die Aufmerksamkeit des Monarchen zu erregen schien.

„Es ist wahr, sehr wahr,“ sagte er endlich nach einem minutenlangen Betrachten, „aber warum hat er nicht dasselbe auch 1814 auf der Voire getan, statt sich den Engländern auszuliefern? Er konnte es, und wenn er es getan hätte, wäre er vielleicht noch Kaiser der Franzosen.“

„Aber“, entgegnete sein Wirt, „das Haus Bourbon stand ihm im Wege.“

„Das Haus Bourbon?“ entgegnete lebhaft der Kaiser. „Ja, Sie haben recht, das war damals schon ein Hindernis. Aber er hätte es 1814 getonnt.“

Er nahm gleich darauf Abschied und dankte seinem Wirte sehr höflich für die ihm gewordene Aufnahme. Als er über den Hof ging, begegnete ihm ein Duzend Arbeiter, die ihn erkannten und mit dem dreimal wiederholten Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ begrüßten. Alexander schien davon ein wenig betroffen und eilte schnell fort. Zwei Stunden später kam ein Offizier, der ein Schreiben des Kaisers an den Eigentümer jener Wollspinnerei nebst einem herrlichen Brillantring und zweihundert Dukaten zur Verteilung unter die Arbeiter überbrachte.

Alexander lebte sehr einfach zu Nachen und hatte nur ein kleines Gefolge bei sich. Er stattete seine Besuche in einer Kutschke ab, und sein Kutscher war ein Trunkenbold, der ihn immer mit der größten Schnelligkeit fuhr. Man beklagte sich darüber, aber alle Befehle und Verweise fruchteten nichts. Eines Tages fuhr er in der Adolbertsstraße ein Kabriolett über den Hausen. Der Kaiser befahl zu halten, sprang in heftigem Zorn aus dem Wagen und riß den angetrunkenen Koffebändiger vom Bode herunter und schickte ihn zu Fuß nach Hause.

Eines Tages begegnete er dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., in einer der engsten Straßen der Stadt, wo zwei Kutschen sich unmöglich ausweichen konnten. Er stieg sogleich aus, ging an den Wagen des Königs und sagte zu ihm: „Herr Bruder, kommen Sie, und lassen wir die Kutscher sich zurechtfinden.“ Er nahm darauf den Arm seines Bundesgenossen, der ernst lächelnd der Aufforderung folgte, und beide gingen zu Fuß weiter.

Ein anderes Mal hatte sich Alexander in den Straßen von Nachen verirrt. Er näherte sich der Bude einer Apfelmäckerin und fragte sie, ob sie ihm nicht sagen könne, wo der Kaiser Alexander wohne. In verdrießlichem Arger erwiderte die Frau: „Halten Sie mich für so einfältig und so dumm als Ihre Russen? Sie sind der Kaiser selbst, und Sie müssen also auch am besten wissen, wo Sie wohnen!“

C. F.

Fürs Haus

Zwei Tändelschürzen.

Die zierlichen Schürzen lassen sich sowohl in Seide wie in Batist anfertigen. Auch kann man statt des Stidereiansages eine Franse nehmen. Die erste Schürze zeigt einen glatten oberen Teil, den Längsäumchen



und ein Einsatz durchqueren; hieran fügt sich ein in Falten gebügelter Teil, den ebenfalls Säumchen und Einsätze durchbrechen. Apart erscheint das zweite Schürzchen, das mit einem fattelartigen Mittelteil gearbeitet ist. Die Garnitur besteht auch hier in Säumchen, sowie in 8 1/2 cm breitem Stidereiansatz und 3 cm breitem Einsatz. Die Schürzen sind 75 cm breit, 70 cm lang und im Taillenschluß auf 35 cm Breite gefaltet.

Mühle Wierbach (208), Offen.

Volklied.

Ich trag' mein Herz zu Leide Schon gar zu lange Zeit. Ich har' in Gram und Wange, Mein Schatz ist fortgegangen An seines Kaisers Zeit.

Ach, Mutter, liebste Mutter, Nun hilf mir jungem Mut. Bei meiner armen Seele, Ich bin in Schuld und Zehle. Weiß Gott, er war so gut!

Die Trommel hat gerufen, Mein' Wange wurden blaß. Der Tod wahr' seine Rechte! Da seufz' ich in die Nächte, Und wein' das Linnen naß.

Ade, mein Schatz, auf immer! Ade, du kurzes Glüd! Ich sterbe vor Verlangen... Nach Frankreich ist er g'gangen, Und kehrt nicht mehr zurück.

Karl Salin.

Allerlei

Umgekehrt. Frau: „Weißt du, Männe, du solltest lieber Nüßen tragen statt Hüte. Hier in der Zeitung sieht doch, daß man vom Drud Hedwig. Aber nicht meine Hüte machen mich grau, sondern die deinen.“

Gegläute Anspielung. Als sich einst der Dichter Clement Marot (geb. zu Cahors 1495, gest. zu Turin 1544) in sehr dürftigen Verhältnissen befand, ging er zum Könige und sagte: „Ich komme, mich bei Ew. Majestät über einen Gläubiger zu beklagen, den ich schon unzählige Male befriedigt hatte, der aber dessenungeachtet fortfährt, mich ungestüm zu mahnen und mir Ungelegenheiten zu bereiten.“ — „Wer ist dieser Schurke?“ fragte entrüstet der König. — „Mein Magen, Majestät. Denn obgleich ich ihn schon oft gesättigt habe, so mahnt er mich dennoch immer aufs neue wieder, und ich bin nicht imstande, seine Forderungen zu befriedigen.“ — Dem Könige gefiel dieser Einfall und er bewilligte dem Dichter eine Pension.

Saphir als Klavirtreiter. Der hervorragende Pianist Ernst Pauer gab einst in seiner Vaterstadt Wien ein eigenes Konzert. Wie es zur damaligen Zeit vornehm war, fand ein solches Konzert am Vormittag statt. Als der Künstler das Podium betrat, sagte er in augenblicklicher Verlegenheit mit einer tiefen Verbeugung vor dem Publikum: „Ich wünsche guten Morgen!“ Alles lachte herzlich über diese ungewöhnliche Begrüßung. Saphir, der dem Konzert beigewohnt hatte, schrieb darüber in seiner Kritik: „In Herrn Ernst Pauer lernten wir nicht nur einen wirklich talentvollen, sondern auch sehr „höflichen“ Kontinental kennen!“

Ende stets, ein guter Nachbar zu sein! „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Die Bedingung eines standhaften Hausfriedens ist: „Dein Wesen bleibe gleichmäßig, stets freundlich, nicht abweisend, aber zurückhaltend. Laß dich nicht zu Neben verleiten, die dir später leid sind und die du verantworten müßtest! Sage niemals etwas dazu, wenn über den lieben Nächsten gesprochen wird. Auserungen mit beliebtem Schlussworte: „Aber bitte, sagen Sie es nicht weiter!“ haben schon unendlichen Kummer und Ärger verursacht. Hüte sich ein jeder, über seinen Mitmenschen schlecht zu sprechen! Jeder Mensch hat Fehler, darum soll jeder vor seiner Türe stehen. Ein solches Tun wahrt Ruhe und Frieden und schafft häusliche Eintracht. Ärger und Hanz sind des Menschen ärgste Feinde, die insbesondere die Arbeitskraft untergraben. Darum froh in die Welt gehaut! Lebe mit deinen Nachbarn in Frieden, und Frohsinn wird dich jederzeit begleiten!“

Blinde Fische. Die Kenntnis von dem Leben blinder Fische und den physiologischen Ursachen ihrer Blindheit ist erst in den letzten Jahren wissenschaftlich erweitert worden. Hierzu führten sowohl zoologische Untersuchungen wie auch Züchtungsversuche. Im Rodesseler-Institut für medizinische Forschungen unternahm, nach dem jüngsten Bericht der „Naturwissenschaften“, der Forscher J. Voeb die künstliche Züchtung von Fischen, deren Augen so wenig ausgebildet waren, daß sie als blind bezeichnet werden konnten. Er verwandte hierzu den zu verschiedenen Versuchen geeigneten Zahnkarpfen (Fundulus). Er ließ die normal befruchteten Eier dieses Fisches in mit Zuantalium gemengtem Seewasser sich entwickeln, in einem anderen Falle hielt er die Eier in Wasser von nur 0 bis 2 Grad Celsius. Die so entstandenen Embryonen erwiesen sich als blind. Dagegen erhielten sie ganz normale Augen, wenn die Ablage, Befruchtung und Entwicklung der Eier bei völligem Abschluß von natürlichem oder künstlichem Licht erfolgte. Hieraus wurde gefolgert, daß die Rückbildung der Augen bei den Höhlenbewohnern wie den blinden Grottenbewohnern nicht auf dem Mangel an Licht und dem dadurch hervorgerufenen Nichtgebrauch der Augen beruht, sondern wahrscheinlich durch eine erhebliche Störung im Blutlauf bewirkt werde. Diese nur durch innere Ursachen blind gewordenen Tiere konnten sich dann im Hellen nicht halten und waren so von selbst auf die Höhlen angewiesen; sie wurden also nicht umgekehrt durch den Aufenthalt in lichtlosen Räumen blind.

Gemeinnütziges

Etwas über das Färben der Eier. In vielen Familien ist es noch üblich, an Stelle von süßen Ostereiern frische Hühnerier zu schenken, die man recht schön bunt färbt. Bei den hohen Eierpreisen werden derartige Eier besonders von den Hausfrauen gern entgegengenommen werden. Bei dem Färben der Eier muß aber sehr darauf geachtet werden, daß nur giftfreie Farben verwendet werden, denn die poröse Eierschale nimmt gar zu gern die in Wasser löslichen Farben an, ganz abgesehen von den feinen Sprüngen in der Schale, die, oft dem Auge kaum wahrnehmbar, sich erst beim Kochen der Eier zeigen und Farbe in das Innere des Eies gelangen lassen. Die löslichen Eierfarben, die ja durch ihren leuchtenden Ton sehr bestechen, sind doch nicht immer ganz einwandfrei, weshalb man lieber natürliche Farbstoffe verwenden sollte. Da ist zum Beispiel die äußere Schale der Zwiebel ein vorzügliches, goldgelbes Farbstoffmittel, ebenso die Orangen- (Apfelsinen-) Schale. Eine Handvoll frischer grüner Spinat gibt einen hellgrünen, getrocknete Malvenblüten dagegen einen schönen, dunkelprächtigen grünen Farbton. Ein Gelb von der Farbe des Strohes wird durch Mandelschalen, Gelbholz oder Safran erzeugt, ein zartes Zitronengelb dagegen durch Brennnesselwurzel. Krapp färbt braun und ein herrliches Rot erzielt man durch Fernambukholz. Von allen diesen harmlosen Farbstoffen wird vorerst durch Kochen in Wasser (5-8 Minuten) eine Farbbrühe hergestellt, in der man alsdann die Eier 8-10 Minuten kochen läßt.

Spargelbeere sollten in den ersten Jahren weit mehr ausgenutzt werden. Abgesehen von Obstbaumzwischenpflanzung können die Dämme bepflanzt werden mit Buschbohnen, Salat, Lauch, Knollensellerie, niedrigen Erbsen oder Suppenkräutern. Stärker zehrende Gemüse, wie Kohlrarten, sind auszuschalten.

Am Holländer Kanarien mit gutem Erfolge zu züchten, empfiehlt es sich, je zwei Weibchen mit einem Männchen zusammenzugeben, aber das Männchen zeitweise ganz zu entfernen. Brütet ein Weibchen und hört es dabei das Männchen singen, so verläßt es fast immer das Nest und die Eier.

Angefärbter Wabenhonig darf den Bienen zur Fütterung erst gegeben werden, wenn diese die nötigen Ausflüge unternehmen können. Nur so ist's ihnen möglich, die Gärungstoffe auszuscheiden und den noch brauchbaren Honig in den Zellen aufzuspeichern oder zur Bereitung des Futterbieres zu verwenden.

Die Frühjahrspflanzung der Tannen hat meist bessere Erfolge als die Herbstpflanzung, denn die Herbstpflanzung verfaßt meist, wenn der Winter schneelos und frostig ist. Kurz nach dem Austrieb im Frühjahr hat man recht gute Erfolge. Es ist gut zu wässern und mit Ballen zu pflanzen. Die Pflanzscheibe ist mit Laub oder Dung abzudecken. Auch Besprengung der Sonnenseite mit dünnem Lehmbrei ist sehr vorteilhaft.



Verplappert. Redakteur: „Solche Sachen können wir für unsere Blätter nicht gebrauchen.“ Dichter: „Wären Sie sich nur nicht so viel ein, es gibt noch andere, die's auch nicht gebrauchen können.“

Worträtsel.

Rag' einem Mannesnamen du Ein t geschwinde ein: Ein Schlachtort Polens wird es sein.

Wortänderungsrätsel.

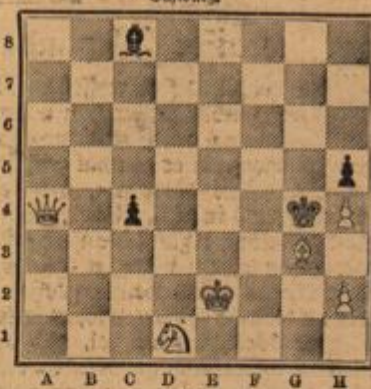
Werst, Geier, Narbe, Leim, Westen, Halter. Aus jedem der genannten Wörter ist ein Buchstabe zu streichen, so daß neue Wörter entstehen. — Die gestrichenen Buchstaben müssen im Zusammenhange gelesen einen Fluß in Ostgalizien nennen.

Auflösung des Rätselsprungs:

Wo wird einß des Wandermäden Letzte Raubstätte sein? Unter Palmen in dem Süden? Unter Birnen an dem Rhein? Weß ich wo in einer Wüste Eingesharrt von fremder Sand? Ober ruh' ich an der Küste Eineß Meeress in dem Sand? Immercht! Mich wird umgeben Gottesammel, dort wie hier, Und als Totenlampen schweben Nachts die Sterne über mir. Heinrich Heine. („Wo?“)

Problem Nr. 151.

Von H. Kraemer, Wädlingen. Schwarz.



Weiße: Ke2, Da4, Lg3, Sd1; Bh2, h 4. Schwarze: Kgt, Lc8; Bc4, h5.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charakter: Vogel, Bauer, Vogelbauer. — Des Anagramms: Ehren, Rhone.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Das Verbot hebt ferner keine Zensurung auf die aus dem Ausland eingeführten Schiffsamer. ...